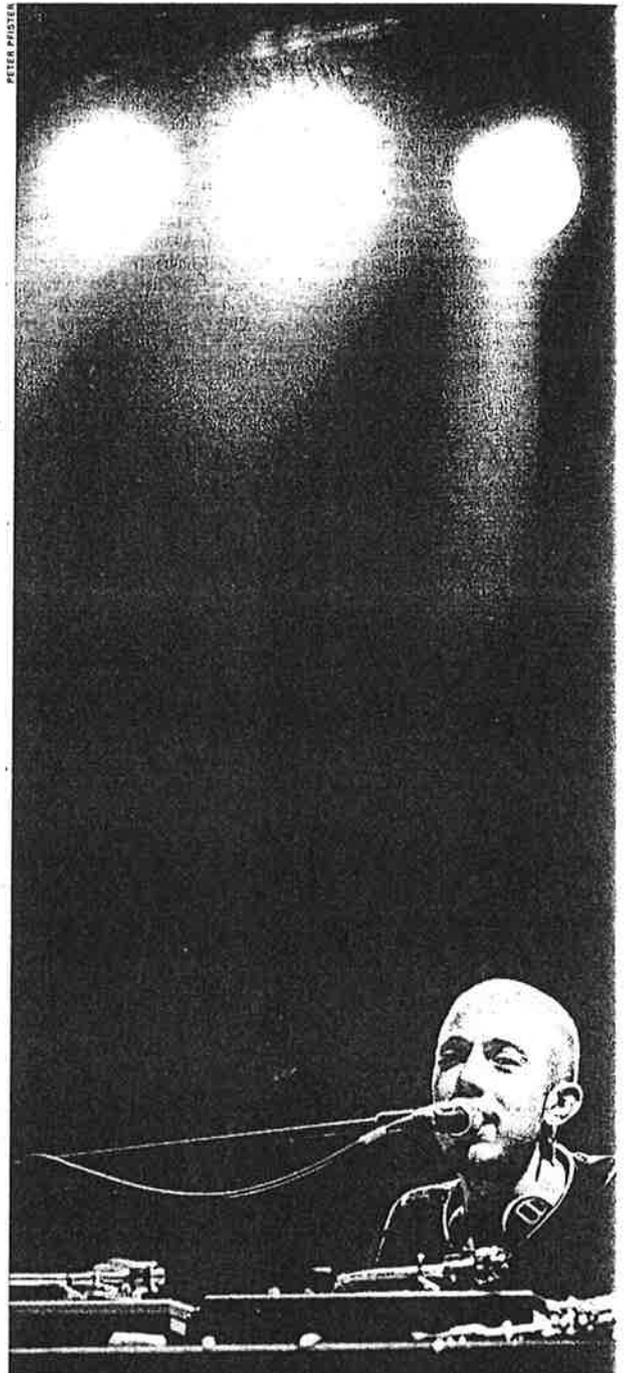


Hans Reichel entlockt dem Daxophon mit einer elektrischen Schuhbürste extraterrestrische Klänge.

PETER PFISTER



Mike «Tron» Mory, der einsame Mann am Plattenspieler bei Chapter 12.

PETER PFISTER



Am Schaffhauser Jazzfestival sprach der Christian Rentsch mit dem deutschen Jazz-Journalisten Achim Hebgen

«Das macht mich wütend»

jazz

Um sich über die Schweizer Jazzszene zu orientieren, besuchte gestern der Leiter der Jazzredaktion beim Südwestfunk, Achim Hebgen, das Festival in der Kammgarnfabrik.

Christian Rentsch: Was schlägt einen prominenten deutschen Jazzkritiker ausgerechnet nach Schaffhausen an ein kleines Jazzfestival?

Achim Hebgen: Das weiss ich selber gar nicht mal richtig. Ich glaube, dass mir die welsche Pianistin Sylvie Courvoisier, mit der ich bereits einige Produktionen gemacht habe, diesen Tip gegeben hat. Aber ich bin natürlich grundsätzlich an den verschiedenen europäischen Szenen interessiert, vor allem den Jazzszenen der Nachbarländer. Derzeit beschäftige ich mich vor allem mit Frankreich und Italien. Wir haben ja im Jazz die merkwürdige Situation, dass die Grenzen in Europa in dieser Hinsicht noch sehr dicht sind; wir wissen immer noch viel zu wenig, was in anderen europäischen Ländern vor sich geht. Der Vertrieb von Platten europäischer Musiker aus den Nachbarländern funktioniert nur rudimentär. Da bleibt einem fast nichts anderes übrig, als selber in diese Länder zu fahren, Festivals zu besuchen und sich umzuhören.

Als professioneller Jazzkritiker stellt man immer wieder eine erstaunliche Diskrepanz fest zwischen der tatsächlichen Lebendigkeit, der Vielfalt und Kreativität des aktuellen Jazz auf der einen Seite und dem schlechten Ruf, den gerade dieser moderne Jazz in den Medien und bei den kommerziellen Musikveranstaltern geniesst. Alle reden von Krise, wo in Wirklichkeit gar keine ist. Hast Du dafür eine Erklärung?

Das macht mich wütend. Natürlich entwickelt sich der Jazz nicht immer mit der gleichen Vitalität; Phasen der Stagnation wechseln ab mit ausserordentlich kreative Perioden. Im Augenblick aber, denke ich, ist der Jazz tatsächlich in einer überaus fruchtbaren und spannenden Phase. Aber das ist dem Publikum halt sehr schwer zu vermitteln. Der neue Jazz hat immer noch das Image einer schwierigen, schwer verdaulichen und wenig unterhaltsamen Musik. Das mag damit zusammenhängen, dass viele Veranstalter, die sich als durchaus progressiv verstehen, ein bisschen zu lange und zu stur am Freejazz festhielten, obwohl die Musiker längst viel offener geworden sind, der Jazz stilistische Formen entwickelt hat, die sehr attraktiv

und unterhaltend sind. Seit die Veranstalter dies begriffen haben, haben die Jazzfestivals wieder einen ganz starken Zulauf, übrigens gerade auch von jungen Leuten. Ich habe über Pfingsten eben das New Jazz Festival von Moers besucht, da waren etwa 30 00 Leute, in der Mehrzahl um die zwanzig Jahre alt.

Ein Problem der Vermittlung, sagst Du. In der Schweiz aber leisten sich gerade nur drei, vier Zeitungen einen professionellen Jazzkritiker, - ich nehme an, dass es in Deutschland sehr ähnlich ist.

Das ist ein ganz grosses Dilemma. Ich habe nichts dagegen, dass viele Jazzfans Lust haben, über ihre Lieblingsmusik zu schreiben, das ist völlig legitim. Das Problem liegt bei den verantwortlichen Redaktoren, Aus Unkenntnis oder Kostengründen schicken sie Leute an Jazzkonzerte, die gar nicht schreiben können und einfach zu wenig Ahnung haben: In den grossen Print-Medien, aber auch in den Radiostationen sitzen vielfach Leute an verantwortlichen Positionen, die schlecht ausgebildet sind und zu wenig Kenntnis haben von dem, was in der aktuellen Musikszene läuft. Das geht hinauf bis zu so grossen Blättern wie dem „Spiegel“, der „Zeit“ oder dem „Focus“. Man wird rot, wenn man das liest. Die Medien sind in bezug auf den Jazz tatsächlich in einem ganz desolaten Zustand. Sie halten längst nicht das Niveau, das sie in anderen Bereichen haben, der Literatur, dem Theater oder der klassischen Musik.

Das Schweizer Radio, das eine lange Tradition hervorragender Kritiker hat, von Jan Slawe und Lance Tschannen in den 50er und 60er Jahren bis heute mit Kritikern wie Jürg Solothurnmann oder Peter Bürli, reduzierte in den letzten Jahren das Angebot an Jazzsendungen sukzessive und schob die verbleibenden Sendungen in die unmöglichsten Randstunden ...

Das ist bei uns gar nicht anders. Der Südwestfunk etwa hatte dank der Pionierarbeit von Joachim Ernst Berendt über Jahrzehnte einen hervorragenden Ruf. Inzwischen ist unser Sender, was die Anzahl der Sendungen angeht, so ziemlich das Schlusslicht. Dass hat viele Gründe, unter anderem jenen, dass auch hier



Achim Hebgen (53), Leiter der Jazzredaktion beim Südwestfunk, ist seit 25 Jahren beim Südwestfunk tätig, unter anderem auch als Popshop-Redaktor beim SWF3.

eine Zeit lang Leute an den entscheidenden Stellen saßen, die mit Jazz überhaupt nichts am Hut hatten. Von einem Musikchef etwa habe ich hören müssen, dass er den Jazz nicht als Bestandteil eines Kulturprogramms sieht. Die Situation in Deutschland ist sehr kritisch, ich sehe da sehr schwarz für die Zukunft. Es gibt aber auch positive Ausnahmen. Der Westdeutsche Rundfunk zum Beispiel macht heute ganz vorbildliche Arbeit.

Du hast vorhin die stilistische Öffnung der Festivals angesprochen. In den 60er Jahren war das, ganz im Zeichen eines erweiterten Kulturbegriffs, ein Postulat der fortschrittlichen Kulturschaffenden. Wenn ich sehe, wie die grossen Festivals inzwischen zu beliebigen Spektakelveranstaltungen verkommen sind, frage ich mich, ob das damals eine kluge Forderung war.

Was man sich heute leistet, ist ein absolutes Unding. vor allem, wenn die Veranstalter das immer noch als Jazzfestivals verkaufen. Das hat mit Musik wenig, mit Kommerz und Business aber eine ganze Menge zu tun.

Die Veranstalter behaupten, dass ein reines Jazzfestival gar nicht mehr zu machen sei ...

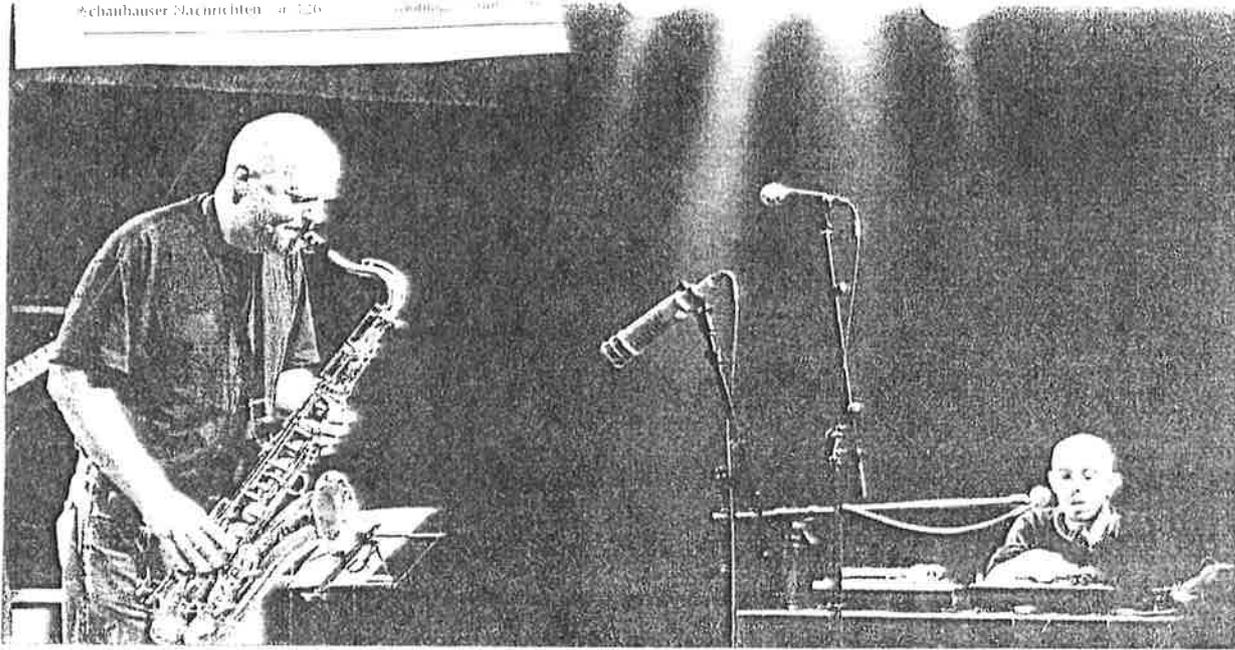
Das ist eine schwierige Frage. Das Problem habe ich ja bei meinen Konzertproduktionen auch. Ich bin da ziemlich kompromisslos, mit dem Resultat, dass halt tatsächlich relativ wenige Leute kommen. Man muss heute Zugeständnisse machen, um die Leute einzufangen. Das Problem ist aber nicht die stilistische Öffnung, sondern die Qualität. Es gibt auch im Pop, im Rock, im Bereich der Weltmusik hervorragende Musiker und Gruppen. Und

es gibt spannende Verbindungen zwischen Jazz und verwandten Stilrichtungen. Aber viele Veranstalter stürzen sich, ungeachtet der Qualität, einfach auf grosse Namen, weil man damit leicht Geld machen kann.

Hängt das nicht auch damit zusammen, dass die staatliche Förderung von Jazzfestivals und Konzertreihen in den letzten Jahren massiv abgebaut worden ist? Dass die Veranstalter heute fast ausschliesslich auf private Sponsoren angewiesen sind, die halt lieber in populäre Programme investieren als in Veranstaltungen für Minderheiten?

Natürlich müsste der Staat sein bisheriges Kulturrengagement beibehalten. Aber bis jetzt habe ich noch nicht den Eindruck, dass sich die privaten Sponsoren stark in die konkrete Programmgestaltung einmischen. Ich habe das vor ein paar Jahren in New York mitverfolgen können, als die staatliche Kulturförderung radikal beschnitten wurde. Ich glaube nicht, dass das der Jazzszene unbedingt schaden muss; der Jazz war und ist immer noch eine Untergrundmusik. Es braucht eine Reihe von Enthusiasten und Idealisten, die ihr ganzes Engagement und vielfach auch ihr Geld in solche Projekte stecken. Für gute Produktionen finden sich dann immer Sponsoren. Ich war gerade gestern an der Pressekonferenz für ein neues Jazzfestival in Worms, wo die Veranstalter mit rund 30 000 Leuten rechnen; da waren gut und gern 20 oder 30 Sponsoren anwesend, die alle sehr interessiert waren. Ich sehe da ganz optimistisch in die Zukunft.

INTERVIEW:
CHRISTIAN RENTSCH



Dem Hip-Hop Jazzlichter aufgesteckt: Chapter 12.

Alle Aufnahmen: Eric Bühler

Auf der Suche nach dem Zeitgeist

Ein durchmischter Jahrgang: Das diesjährige Jazzfestival Schaffhausen, die einzige ernstzunehmende Werkschau des Schweizer Jazz, brachte neben einigen jubelinanten Höhepunkten auch Durchschnittliches und einige Flops. Ein Resümee.

♦ VON CHRISTIAN RENTSCHLI

Waren wir noch vor ein, zwei Jahrzehnten selten unsicher, was als aktueller, zeitgenössischer Jazz zu gelten hat und was bereits zur Jazzgeschichte geronnen ist, sehen wir uns heute in der gleichen Situation oft ratlos. Ist der gepflegte Mainstream, der Postbop, wie er bereits seit den fünfziger Jahren gespielt wird, noch moderner Jazz? Ist der Freejazz der sechziger Jahre noch aktuelle Musik? Ist seine Radikalität gegenüber all dem Kompromisslerischen, Gefälligen, Weichgespülten der heutigen Musikszene grundsätzlich der Geschichte entfallen, bloss weil der Freejazz mit allen klassischen Konventionen gebrochen hat? Oder ist der Freejazz selber eine Konvention geworden, so zeitgebunden wie die einstmal als ebenso revolutionär empfundenen Kollektivimprovisationen des New-Orleans-Stils? Der Freefunk der sechziger Jahre, die Noise-Musik der achtziger Jahre? Oder ist, wie uns die Theoretiker der Postmoderne ins Ohr flüstern, moderm am zeitgenössischen Jazz, dass man alle Stil- und Zeitbegriffe über Bord wirft,

die Geschichte als blossen Zitatenschatz, als Materialsteinbruch versteht, aus dem man irgendwelche Elemente herausbrechen, beliebig miteinander verwirbeln und collagieren kann?

Unbarmherzige City-Folklore

Ganz in diesem Trend liegt das Sextett Chapter 12 mit den Basler Saxophonisten Andy Scherrer, das Jazz mit Hip-Hop verbindet, genauer: dem Hip-Hop einige Jazzlichter aufsteckt. Eine schnelle, dunkle und aggressive Musik, ein dichtgepresstes Gemenge von Sounds, Grooves, Stimmen und Scratch-Geräuschen über einer beinharten, unerbittlichen Rhythmik. Scherrer bohrt und fräst mit schneidendem Ton seine bizarren, rasanten Figuren in dieses kristalline Klanggestein; eine kalt funkelnnde, unbarmherzige City-Folklore ohne jeden Flitterkrum.

Versponnene Dreierkiste

Ganz aus der Jazztradition heraus, ohne Anleihen beim populären Zeitgeschmack, entwickelt die 27jährige Lausanner Pianistin Sylvie Courvoisier eine spannende, offene Dialogmusik, ein filigranes, zartes Spinnwebgewebe von anrührender Schönheit, Höchstzielsetzierte Ästhetik, eine virtuose, verspielte Musik, die einen weiten Bogen spannt von spröden, ausfransenden Klangbildern zu meditativen Tongemälden bis hin zu heftigen Ausbrüchen ins Geräuschhafte. Mit dem Tubaspieler Michel Godard und Pierre Charial, der aus seiner Drehorgel eine unglaubliche Palette von neuen, frischen Klängen herauskurbelt, hat Sylvie Courvoisier

zwei grossartige Mitspieler gefunden, die ihr spontan und einfühlsam überallhin folgen, mit Neugier und Offenheit aufeinander eingehen; eine wunderbar versponnene, intime Dreierkiste mit viel Charme, Eleganz und Witz.

Ganz in der Jazztradition bewegt sich auch das Quintett «Grenzgänger» des in Singen lebenden Komponisten und Saxophonisten Ewald Hügler; er greift mit etwas akademisch anmutenden, sorgfältig ausgetüftelten Bläsersätzen tief in die Kiste der sogenannten Third-Stream-Musik; in streng gefassten Improvisationsfenstern geht es dann zuweilen doch etwas bewegter zu und her. Ohne den wunderbar komischen, brillanten Schlagzeuger Günther Sommer, eine der Zentralfiguren des früheren DDR-Jazz, der als widerborstiger Guerillero diese doch etwas angestrengt wirkenden Schreibtischkonstruktionen immer wieder ironisch aufbrach und auflockerte und der die Solisten mit grossartigem Swing aus dem musikalisch-akademischen Getto jagte, hätte der verkrampfte, mit raunendem Pathos aufgeladene Tiefsinn einem zuweilen wohl eher schwer auf dem Magen gelegen.

Ein letzter Mohikaner des Freejazz

Ganz anders der 60jährige Saxophonist Werner Lüdi, der Kraitbolzen aus dem bündnerischen Malans. Er hält, gleichsam als letzter Mohikaner einer spannenden Episode der neueren Jazzgeschichte, dem Freejazz der sechziger Jahre kompromisslos und mit fast schon verbissener Konsequenz die Treue. In-

tensität ist alles, erkennbare Melodik schon fast ein Sündenfall; Form und Rhythmik haben sich ganz der unheimlichen Expressivität unterzuordnen. Auch wenn der Zürcher Gitarrist Stephan Wittwer Lüdis gewaltige Eruptionen mit Noise-Klängen unterfüttert, seine Gitarre heulen, blubbern, kreischen und schreien lässt, auch wenn der hervorragende Schlagzeuger Michael Wertmüller sein wildes Trommelfeuer mit Brandsätzen aus dem Repertoire des Freefunk zündet, bleibt die Musik ganz dem radikalen Auf- und Ausbruchsgestus der sechziger Jahre verhaftet: Freedom now! Eine starke Musik, die jene gewisse nicht unberührt lässt, die diese Zeit noch selber miterlebt haben, bloss: Ist sie heute noch mehr als ein fast schon verzweifelter Nachruf, ein Nachbeben jener Zeit, die uns bei aller Grösse so fern erscheint wie die Studentenrevolte, die Black-Power-Bewegung und der Vietnamkrieg. Werner Lüdis Musik würde vermutlich weit weniger erratisch klingen, wenn er mit ein wenig mehr Distanz zu sich selber, mit etwas Selbstironie und verspieltem Humor agieren würde.

Zu den eher missglückten Auftritten gehörte der Schülerband-Auftritt von «Nell's XXX-Mazz» des Posaunisten Christoph Schweizer.

Mut birgt Risiko. Die Veranstalter des Schaffhauser Jazzfestivals haben einiges riskiert und dabei neben brillanten Höhepunkten auch einige Misserfolge hinnehmen müssen. Ihr Festival bleibt die bei weitem wichtigste Werkschau des Schweizer Jazz.



Akademisch: die «Grenzgänger»



Missglückt: Nell's XXX-Mazz.



Radikal: Werner Lüdi.

Der Gitarrenabend, eine Nacht der uneingelösten Versprechen

Drei Gruppen, fünf Gitarristen, und zum Schluss ein seltsames Gefühl satter Leere – all das konnte man am Freitag in der Kammingarn erleben.

(sst.) Wer ihn nicht kennt, könnte Angst um ihn haben, den schwitzenden, sich wild gebärdenden Mann mit den wirr verklebten Haaren. Es sieht so aus, als stünde seine Gitarre unter Spannung, als schüttelte Harald Haerter ein Elektrostock. Doch die Aufregung ist kurz, die Band hat die Sache schnell unter Kontrolle. Und je länger der Auftritt dauert, desto stärker wird das Gefühl, Harald Haerters Entrückung sei eine Ekstase auf Abruf. Dieses Gefühl ist zweifellos ungerecht, aber symptomatisch für den Freitagabend in der

Kammingarn, für die Nacht der uneingelösten Versprechen.

Eröffnet wurde der lange Abend vom Trio «Zem», einer äusserst vielversprechenden Formation. Laut und leise, dicht und leicht, voll Kraft und dennoch mühelos, so spielten sich Mare Erbetta am Schlagzeug und Ivor Malherbe am Bass durch ihr Repertoire aus Standards und Eigenkompositionen. Zudem überzeugten die beiden mit weitgespannten lyrischen Soli, die Sinn machten. Dass «Zem» dennoch einen seltsam harten und kalten Eindruck hinterliess, mag an Gitarrist Jean-Philippe Zvahlen gelegen haben, der in der Kammingarn sowohl auswühlend inspiriert als auch verzweifelt belanglos tönte – und das meist im selben Chorus.

Noch weitaus stärker die solistische Orientierungslosigkeit bei Wäldi Gysi und Hans Reichel zu spüren, die



Jean-Philippe Zvahlens Trio «Zem» hinterliess einen seltsam kalten Eindruck.

zwischen «Zem» und dem Harald-Haerter-Quartett auftraten. Selbst Hans Reichels zweistimmige Virtuosität auf der Eigenbau-Gitarre oder seine kunstfertige Behandlung des «Daxophons» reichten nicht, um mehr als interessierte

Aufmerksamkeit zu wecken. Die Frage, was die vielen seltsamen Töne raen wollten, blieb unbeantwortet. Auch zwischen den beiden Musikern selbst.

Harald Haerters Auftritt schliesslich war zumindest für diejenigen ein wenig

enttäuschend, die ihn vor kurzem ne mit dem Saxophonisten Dewey Redm gehört hatten. Der abgebrühte, arrogant-konsternierte Redman gab Haerter den Boden, von dem er zu sein Turbollügen aufbrechen konnte. Zvönte Haerter in der Kammingarn weniger traditionell, aber aussergewöhnlicher oder gar explosiver war es nie. Der alte, unberechenbare Redman brachte das nötige Chaos, ohne i klingt Harald Haerters Quartett ein wenig zu durchleuchtet. Das soll nicht heissen, dass das Konzert schlecht gewesen wäre, es gab nur einen weiteren Hinweis darauf, dass zwischen den Tönen manchmal mehr Radikalität steckt als offensichtlich Spektakulären.

Spektakel gab es an diesem Freitagabend reichlich, genug jedenfalls, um allen als Zuhörer in eine satter Leert führen.

Schweizer Jazz in guten Händen

Breites Spektrum am 7. Jazzfestival Schaffhausen 1996

Kein Festival weit und breit, das so kompromisslos das Schweizer Jazzschaffen in den Mittelpunkt stellt wie dasjenige von Schaffhausen. Im Verlauf von 7 Jahren hat es sich von einem eher provinziellen Fest zu einer Werkschau entwickelt, um die niemand herumkommt, der sich für hiesiges Musizieren interessiert.

■ VON GABRIELA SCHÖB

In Schaffhausen wird das Programm nicht stilistisch gegliedert. Wer für einen bestimmten Auftritt anreist, bekommt daneben immer auch anderes zu hören, und, so freut sich Organisator Urs Röllin, obwohl dieses Vorgehen eher als publikumsfordernd denn als publikumsfördernd empfunden wird, zeige sich dieses interessiert.

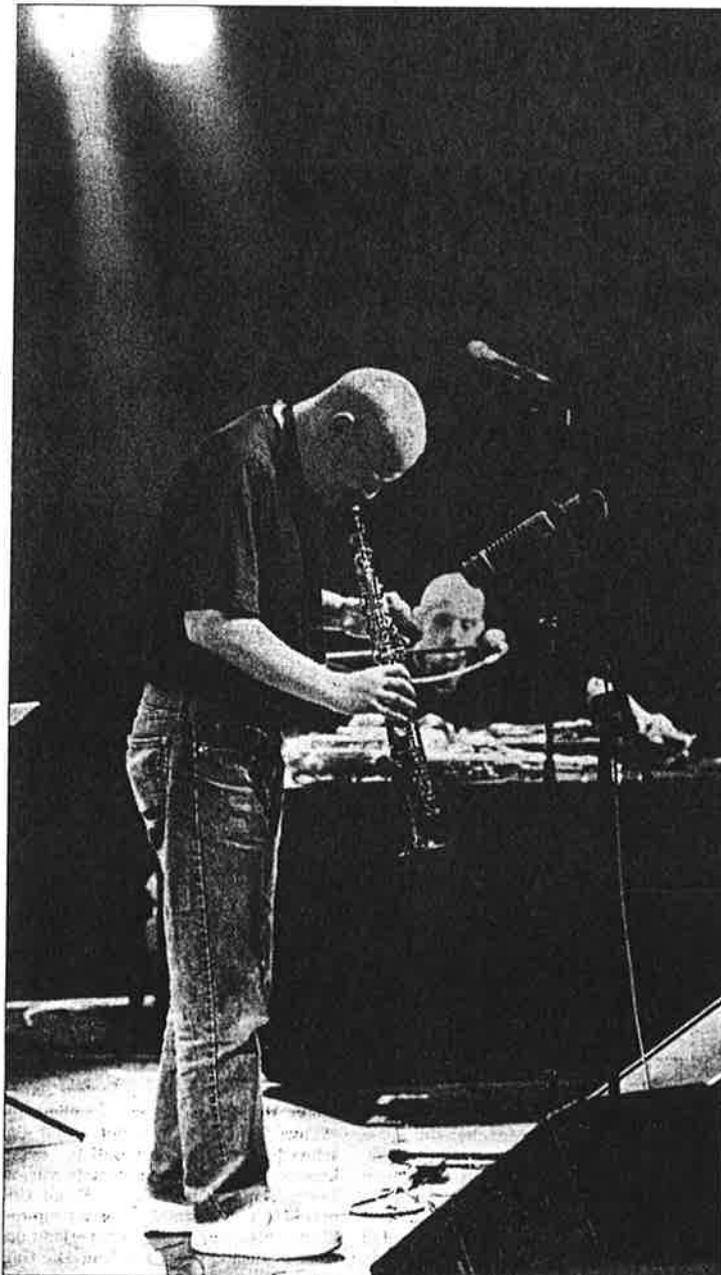
Freitagabend führten drei grundverschiedene Formationen ihre eigenwilligen Varianten von Gitarrenmusik vor. ZEM, das sind Jean-Philippe Zwahlen (Gitarre), Marc Erbetta (Schlagzeug) und Ivor Malherbe (Kontrabass), spielte Modern Jazz, mit Ausblicken ins Freie. Das gut eingespielte Trio entwickelte seine musikalischen Ideen formbewusst, schöpfte die Möglichkeiten der kleinen Besetzung aus und baute sie vereinzelt durch den Einbezug eines Sequenzers aus.

Balanceakt

Eine ganze Welt von zusätzlichen Klängen und Spieltechniken der Gitarre und artverwandter Instrumente erschloss sich das Duo Hans Reichel, Wädi Gysi. Die beiden Musiker zündeten improvisierend ein Feuerwerk an Überraschungen. Reichel bestimmt mit seinen harmonischen Pattern und seinen ungewohnten Sounds über weite Strecken das Geschehen. Was er an Klangvielfalt, bringt Gysi an Stilen hervor. Zieht er einen neuen Abschnitt an, so wechselt jedesmal die Szenerie. Reichel schert dann aus und torpediert das Gegebene so lange, bis sich die beiden unterschiedlichen Charaktere mit einem verschmitzten Blick doch noch zusammenfinden. Diese Art von Musik ist immer ein Balanceakt auf dem Hochseil, birgt auch nach langjährigem Zusammenspiel Absturzgefahren, ermöglicht aber auch Höhenflüge.

Vollmond

Der Vollmond stand schon hoch, als Harald Haerter und sein Quartett die Bühne betraten. Die Band, das wurde vom ersten Ton an klar, ist zu Höchstform aufgelaufen. Der früher sehr zurückhaltende, neben Haerter etwas blasse Gitarrist Philipp Schaufelberger hat sich zu einem ebenbürtigen Partner gewandelt. Das Gitarristduo ergänzt und kontrastiert sich in idealer Art. Haerter selbst haushaltet mehr als früher mit seiner Energie, läuft nicht nur am obersten Pegel, was der Musik mehr Dynamik gibt. Noch immer



Genügt höchsten Ansprüchen: Saxophonist Andy Scherrer.

BILD PETER PFISTER

scheint der Tausendsassa in seinen Soli unter Strom zu stehen, wenn er sich inmitten seiner Verstärkerburg austobt; er spielt sich die Seele aus dem Leib und überträgt seine eigene Spannung mit Leichtigkeit aufs Publikum.

An diesem Meisterstück hat die ausgezeichnete Rhythmusgruppe mit Bänz Oester am Kontrabass und Marcel Pa-

paux am Schlagzeug grossen Anteil. Ersterer spielt mit seinem satten, vollen Klang seinen Kollegen locker einen swingenden Teppich unter die Füsse, Papaux seinerseits zieht ihnen diesen gerne überraschend wieder weg, lässt alle im Drumleeren Raum hängen, um im nächsten Moment wieder präsent und ideenreich wie immer das Ganze anzutreiben. Die

heftige Musik hat mehr Zwischentöne bekommen, und der Humor, der in dieser kompakten Band eine wichtige Rolle spielt, macht sie um eine zusätzliche Komponente reicher.

Klangfrische

Ewald Hügler, Saxophonist und Komponist, stellte am Samstagabend ein Auftragsprojekt, «Die Grenzgänger», vor. Der Titel spielt nicht nur auf die Musik, sondern auch auf die Lehrtätigkeit des Deutschen in der Schweiz an. Eine gut besetzte Bläsergruppe mit Hügler, Ian Gordon Lennox (Tuba) und Robert Morgentaler (Posaune) dominierte den Band-sound, wurde zurückhaltend ergänzt durch Gitarrist Günter Weiss und mal untermalt, mal – durch unnötige Schaulagen – an den Rand gedrängt vom Schlagzeuger und Perkussionisten Günter «Baby» Sommer. Die Kompositionen waren offen genug angelegt, damit nebst den melodiosen Themen auch freie Abstecher drinlagen. Ein frischer Klang, wie wenn er gerade durchs offene Fenster hineingeweht würde, zeichnete die Band aus.

! Erdiger ging es bei Christoph Schweizers Neil's XXX-Mazz zu, mit denen er anspruchsvollen Funk zu Gehör bringen wollte, der trotz aller technischen Raffinesse tanzbar bleibt. Schlagzeuger Julien Charlet allerdings blieb in den technischen Schwierigkeiten hängen und brachte keinen satten M-Base-Groove zustande, Bassist Björn Meyer war allein für den Drive verantwortlich. Schweizer an der Posaune und Gitarrist Patric Lerjen bewegten sich in ihren Soli frei und spielten Anspruchsvolles, blieben aber in ihrem engen harmonischen Korsett eingeschnürt. Patrick Muller an der Hammond B3 kam viel zu wenig zur Geltung. Neil's XXX-Mazz konnten bei ihrem ersten Auftritt den selbstgestellten Ansprüchen noch nicht genügen, die harmonische Eintönigkeit blieb fürs Hörerlebnis dominant.

7. Jahr – nicht verflixt

Einen prägnanten Schlusspunkt setzte Chapter 12. Die Gruppe um den Saxophonisten Andy Scherrer genügte einmal mehr höchsten musikalischen Ansprüchen. Die Kompositionen von Pianist Jean-Paul Brodbeck und Vokalist und Grammophonvirtuose Mike «Tron» Mory haben das Format, Strömungen aus Jazz und Hip Hop zu einer neuen Einheit zu verschmelzen.

Das Schaffhauser Jazzfestival hat das verflixte 7. Jahr gut überstanden. Die Atmosphäre war angenehm, die Programmierung empfinden die Organisatoren nach wie vor als spannende Herausforderung und treten mit dem Wunsch, vermehrt ein Entdeckungsfestival zu werden und nicht nur Tourneestation zu sein, für die 8. Ausgabe an. Der Schweizer Jazz befindet sich auf guten Wegen – und in guten Händen.

Schaffhauser Jazzfestival: Zum siebten Mal ein Start nach Mass

Startschuss gestern abend zum siebten Schaffhauser Jazzfestival. Ein Anlass von nationaler Bedeutung, ein Musiker von internationalem Renommee, und ein erwartungsvolles, aufmerksames Publikum.

(pan) «Was hier am Rhein passiert, das passiert ein paar Stunden später in Basel», bemerkte George Gruntz zu Beginn seines Eröffnungskonzerts. Und dieser Satz beschreibt, gewollt oder nicht, die nationale Bedeutung des Festivals in der Munotstadt. Wer wissen will, was sich in nächster Zeit in der Schweizer Jazzszene tun wird, auf welche Namen man achten muss, welche Biographien man im Auge behalten sollte, der ist mit dem Jazzfestival Schaffhausen, der einzigen Werkschau des zeitgenössischen Schweizer Jazz, gut bedient.

Zum siebtenmal bereits wurde das Festival gestern eröffnet, und die generationenübergreifende Eröffnungsformation – Gruntz, seit Jahrzehnten eine der wichtigsten Figuren des helve-

tischen Jazzschaffens, zusammen mit dem jungen Quartett Fab Four – stand stellvertretend für das weitere Programm des Festivals. Das Publikum brachte den Kammgarnsaal zwar nicht gerade zum Bersten, füllte ihn aber doch ganz ansprechend.

Es lauschte aufmerksam wie im Schulunterricht den ersten Tönen des Quintetts, einer Bearbeitung des Mongo-Sanatamaria-Stücks «Afro Blue». Es staunte beinahe hörbar über das hohe Niveau dessen, was die Nachwuchsmusiker an technischem Können und Musikalität zu bieten hatten, und freute sich, beinahe selbstverständlich, über die Anwesenheit ihres arrivierten Förderers: begeisterter Applaus zwischen und gespannte Ruhe während den Stücken.

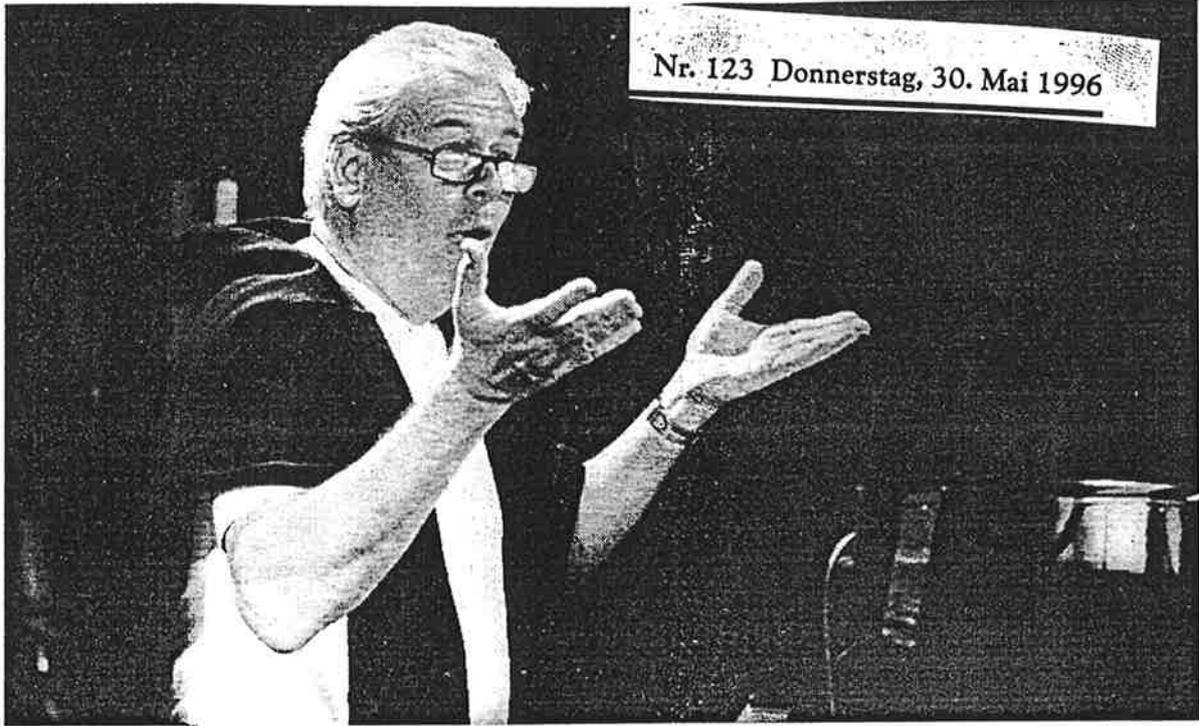
Die musikalischen Rosinen und Überraschungen, die konzentrierte Atmosphäre im Konzertsaal und die Möglichkeit, sich zwischenhinein in der angrenzenden Beiz die Füße zu vertreten und die Ohren durchzulüften. Diese Kombination wird auch diesmal den ganz besonderen Reiz des Festivals ausmachen.



Die ersten Töne des Jazzfestivals Schaffhausen stammten gestern vom grossen Pianisten George Gruntz und dem jungen Quartett um den Schlagzeuger Fabian Kuratli. Aufnahme: Eric B.

Nr. 123 Donnerstag, 30. Mai 1996

ROLF BAUMANN



George Gruntz eröffnete mit den Fab four gestern abend das diesjährige Schaffhauser Jazzfestival.

kolibe-
 hausen
 steiver-
 abend
 Georg
 rch als
 len Re-
 (Pd.)

72

usen.
 d Leih-
 die Me-
 wird von
 ster, der
 Thayne
 e Akti-
 r Spar-
 hausen
 den 1.
 maynger

Zusam-
 tig und
 lt wor-
 gesund
 orts be-
 hohe
 rsände-
 fargen-
 nderer-
 rschri-
 n Ban-
 e Er-
 schrän-
 en, wur-
 Medien-
 diese Er-
 rishau-
 wogen,
 Thayne-
 egeben.
 ich, in
 schäfts-
 eutigen
 t auf-
 d./fm.)

Fab four mit George Gruntz eröffneten das Schaffhauser Jazzfestival 1996

Der Zauberer und die Lehrlinge

ha. «Yeah – all that Jazz!» steht einmal mehr als Stern über dem Schaffhauser Jazzfestival in der Kammgarn, das gestern abend mit einer gut ausgerüsteten Beiz und im nicht ganz voll besetzten Konzertsaal eröffnet wurde. Altmeister George Gruntz eröffnete mit seinen jungen Fab four vor «Escher Sketsch» den Abend – ein durchzogener Genuss.

jazz

Die Konzerte be-
 ginnen, um dies
 ein für allemal
 klarzumachen,
 um 20.30 Uhr
 und nicht, wie im
 Programmheft
 steht, um 20 Uhr.

Aber dann, so OK-Veranstalter Hausi Naef gestern abend zur Begrüssung, werde auch pünktlich begonnen. Im leider nicht ganz ausverkauften Konzertsaal, in dem die wie

immer topmotivierte Crew an zwei Bars – neben der Beiz fürs Essen für das flüssige Wohl der Gäste sorgte, stiegen denn auch pünktlich die Fab four – Don Pfäffli (Saxophon, Klarinette und Stimme), Speedy und Wolfgang Zwiauer (jeweils E-Bass), Drummer Fabian «Fab» Kuratli – mit George Gruntz am Klavier auf die Bühne. Wer der 64jährige George Gruntz ist, hat Christian Rentsch in der der «az»

und der «WoZ» beigelegten «Jazz-Zeitung» ausführlich beschrieben.

Der Altmeister, der Begriff sei erlaubt, hat ja eine liebste Liebe – den musikalischen Dinosaurier Big Band (Rentsch). Aber ist nach allen seinen Experimenten wie Oper, Oratorien etc. tatsächlich immer ein angefressener Jazzmusiker geblieben und hat gerne im Trio, Quartett oder Quintett mit alten Freunden und jungen Newcomern in kleinen Clubs gespielt.

Das tat er auch gestern abend mit den Fab four in der Kammgarn. Unklar bleibt, ob das Experiment gelungen ist. Die Fab four blieben meistens eher langweilig bei den eigenen Kompositionen von Don Pfäffli oder Fabian Kuratli. Und bei den Kompositionen von George Gruntz – Uraufführungen, wie er betonte –

beispielsweise «Speedology» und «Fab's Delight» (für die Bandmitglieder geschrieben), schien die Band dem Tempo des Altmeisters nicht ganz gewachsen. Hier standen wohl Zauberer und die Lehrlinge gemeinsam auf der Bühne. Die Mehrheit der Fab four hat die Jazzschule Luzern abgeschlossen und das nicht vor allzu langer Zeit.

Individuell sind Fab four gute bis ausgezeichnete Musiker, nur wurde beim Zusammenspiel mit George Gruntz manchmal nicht klar, wer wen wohin zieht. Im Gegenteil: Die Gefahr des Auseinanderdriftens war teils grösser als erwartet, auch wenn den jungen Fab four zugestanden werden muss, dass die Kompositionen von Gruntz sehr schwer zu spielen sind. Einfach macht es der Zauberer den Lehrlingen nicht.

Bass à discrétion

Eröffnung des 7. Schaffhauser Jazzfestivals

kl. Ein Teil dessen, was im Rahmen der «CH-New-Jazz-Festivals» als einmalige Projekte geplant war, scheint Bestand zu haben. Aus Kollaborationen von gestandenen Jazzmentoren mit jungen Talenten sind gleich zwei feste Bands entstanden, die am diesjährigen *Schaffhauser Jazzfestival* in der *Kammgarnfabrik* einem breiteren Publikum vorgestellt wurden oder noch werden. Gleich zu Beginn dieser wertvollen Werkschau des nationalen Jazzschaffens durfte der Basler Pianist, Komponist und Arrangeur *George Gruntz* die Früchte seiner Arbeit mit dem Quartett *Fab Four* präsentieren. Die harte Probenarbeit hat sich für beide Seiten gelohnt. Für die jungen Musiker um den versierten Drummer *Fabian Kuratli* bedeuteten die komplexen Charts von Gruntz eine echte Herausforderung, während sich Gruntz als Klaviersolist vom frischen Elan seiner neuen Freunde anstecken liess und so sorglos und vital

Der Nibelungen Not

Ein Projekt von Klaus Henner Russius

Seite «Zürcher Kultur»

spielte wie schon lange nicht mehr. Gewiss, da sass noch nicht alles, da ergaben sich da und dort gewisse Längen. Aber der Gesamt-sound des ungewöhnlich zusammengesetzten Ensembles (mit zwei Bassgitarren) überraschte ebenso wie die witzigen, vokalen Rhythm-Box-Imitationen des Berner Saxophonisten *Don Pfäffli*, die gitarristischen Schnellfingerübungen des aus dem Wallis stammenden 6-Saiten-Bassisten *Speedy* sowie die stets interessanten und geschmackvollen Linien seines überragenden Kollegen *Wolfgang Zwiauer*. (Eine zweite generationenübergreifende Band um den Saxophonisten *Andy Scherrer* wird das Festival abschliessen.)

Die junge Kontrabassistin *Annatina Escher* hingegen, die den zweiten Teil des Eröffnungskonzerts bestritt, kann sich immer besser als begabte Jazzkomponistin profilieren. Ihre ausdrucksvollen, gescheit arrangierten Stücke wirken bereits erstaunlich reif und tragen durchaus individuelle Züge. Mit dem Trompeter *Daniel Schenker* und dem Saxophonisten *Christoph Grab* standen der Tieftönerin einfühlsame Frontline-Partner gegenüber, während der Pianist *Mario Scarton* die Schöpfungen der Leaderin mit attraktiven harmonischen Kleidern versah.

Das Festival dauert noch bis zum Samstag, 1. Juni. Angesagt sind am Freitag die Gruppen ZEM, Wädi Gysi & Hans Reichel sowie das Harald-Haerter-Quartett, am Samstag Ewald Hügles Grenzgänger, Nell's XXX-Mazz und Chapter 12 mit Crack Andy Scherrer.

Donnerstag in der Kammgarn: Zweiter Jazzfestivalabend

Faszinierende Drehorgel

js. Die junge Lausanner Pianistin Sylvie Courvoisier, klassisch geschult, angelt sich einen arrivierten Tuba- und Serpentspieler, ebenfalls klassisch geschult, und einen Drehorgelmann, für den Stilgrenzen sowieso nicht zählen. Zusammen spielen sie Jazz. Und zwar Jazz, den die Pianistin im Auftrag der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia komponiert hat.

jazz Am Donnerstag war das alles zum ersten Mal zu hören, am Jazzfestival Schaffhausen in der Kammgarn. Was bringt die beiden alten Käuze Michel Godard und Pierre Chartial dazu, sich auf die Zusammenarbeit mit der Newcomerin einzulassen? Sie lassen sich von ihrer Entschlossenheit führen, unterstützen sie, setzen Kontrapunkte. Dass Courvoisier eine Vorliebe für dunkle, weiche Klänge hat, zeigte sich nicht nur in der Wahl ihrer beiden Mitmusiker, sondern auch im eigenen Spiel, das sich über weite Strecken in den tieferen Registern bewegte. In der oberen Hälfte der Tastatur gab es meist nur einstimmige Melodien. Dazwischen griff Courvoisier mit den Fingern direkt in die Saiten des Flügels, erzeugte auch schrillere Klänge.

Godards Tubatöne zeichneten sich sowohl in den tiefsten als auch in den höchsten Lagen durch eine selten gehörte Klarheit aus. Aber selbst wenn er in sein Instrument nicht mehr blies, sondern schrie,

strahlte er eine Ruhe aus, die ihresgleichen sucht. Auch sein Serpent, ein Holzblasinstrument, das ungefähr die Form des Gotthard-Eisenbahntunnels hat, entsprach in seinem dunklen Klang diesem sanften Ausdruck. Vielleicht wird Godard zu Neat-Zeiten dann zur Posaune greifen...

Die grosse Attraktion des Sets war natürlich Charials Drehorgel, deren hölzerne Pfeifen von vorgestanzten, fast endlosen Lochstreifenstapeln gesteuert wurden. Man kann sich fragen, welchen Sinn diese anachronistische Weise der Musikerzeugung hat, zumal sie ausser der Veränderung der Geschwindigkeit kaum spontane Reaktionen zulässt. Manche Harmonien wären auf einem Orgelpositiv mit Händen und Füssen vielleicht nicht zu greifen gewesen, und es gibt Überraschungen, wie die perligen Sounds, wie wir sie von den Computergames her kennen. Aber es handelte sich bei Godards Instrument ja nicht um eine normale Chilbi-Drehorgel, sondern um eine spezielle Konstruktion, die gerade den Reiz des Altmodischen und den warmen Klang mit

den unerschöpflichen Möglichkeiten vorprogrammierter Musik verbindet.

Während im grossen Saal umgebaut wurde, tanzte Andy C. Meier eine Etage höher zum Kontrabass von Lukas Baumann eine «Herzfuge». Geometrische Figuren, mit farbiger Kreide dick auf den Boden gemalt, wurden von seinen Füssen abgetastet, übersprungen, verwischt. Stille, Versenkung, bewegte Kontemplation, dargestellt mit der ganzen Ener-

gie des Körpers, prägten diese Rahmenperformance, die unter einem Motto aus einem Gedicht des Lyrikers Paul Celan stand.

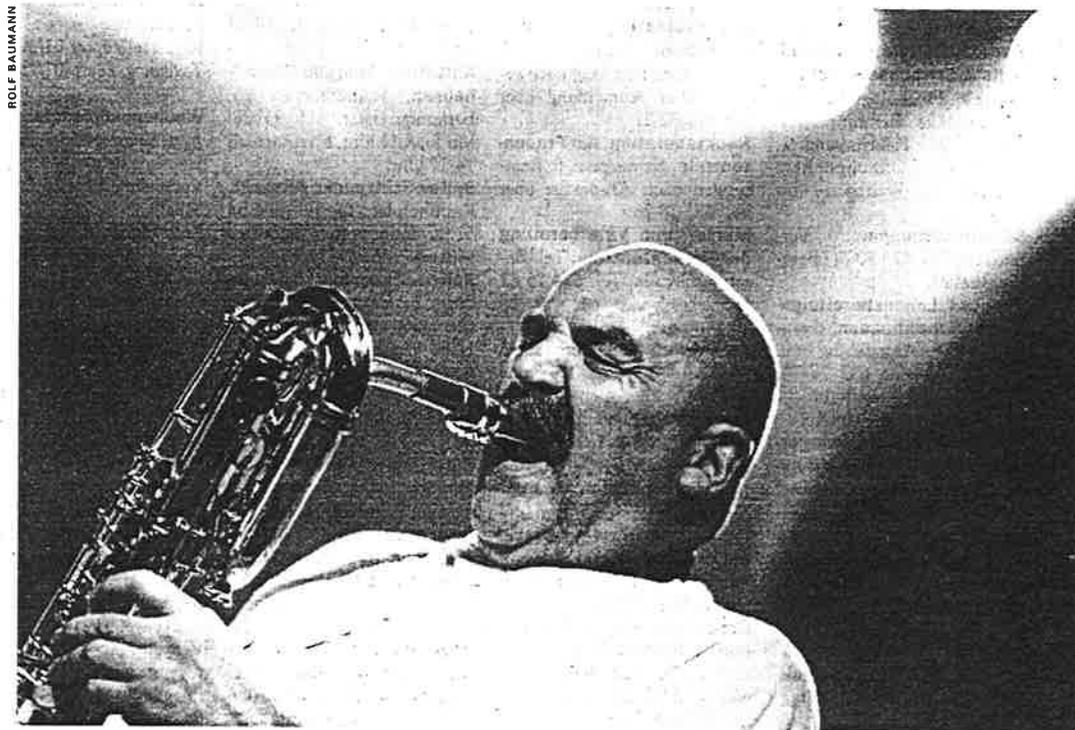
«Lüdi» hiess das Powerplaytrio, das den Abend beschloss, und setzte sich zusammen aus Lüdi (Werner), Wittwer (Stephan) und Werthmüller (Michael). Auf Werner Dönnis Mischpult schnellten die roten Lichtsäulen der Aussteuerungspegel schon bei den ersten Tönen schlagartig in die

Höhe, und ein paar feinere Gemüther suchten erschreckt das Weite. Lüdi schenkte sich diese Formation zum sechzigsten Geburtstag, und die Kompromisslosigkeit, mit der er sein Altsaxophon röhren liess, war ungebrochen.

Wittwer holte aus seiner Gitarre mit minimalen Aktionen dank reicher Elektronik maximale Sounds heraus, und es war Werthmüllers Aufgabe, die energetischen Klänge pulierend voranzutreiben, dazwi-

schen aber auch in sich ruhen zu lassen.

Was die Organisatorinnen und Organisatoren des Schaffhauser Jazzfestivals leisten, ist wirklich bemerkenswert: Sie dokumentieren, dass der Schweizer Jazz nicht einfach gut, nicht schlecht, sondern lebendig ist, dass er in einer Phase steckt, in der sich Altes und Neues nicht ausschliessen, sondern gegenseitig befruchten – und das ist für das Publikum allseits spannend.



Kompromisslos liess Werner Lüdi am Donnerstag sein Altsaxophon durch die Kammgarn röhren.

Herzflüge

Eingebettet in die beiden ersten Konzerte des siebten Jazzfestivals in Schaffhausen, gaben der Musiker Lukas Baumann und der Tänzer Andy C. Meier eine Geometrielehrstunde der eigenen Art.

An einem roten Lichtstrahl entlanggehend und auf der Posaune spielend, begab sich der Musiker zum Tänzer. Zusammen präparierten sie in völliger Ruhe die Tünnfläche. Geometrische Formen wurden erst ausgelotet, dann mit Farbpigmenten ausgefüllt. Ein Fünfeck als grosser Rahmen, darin zwei Dreiecke und zwischen diesen ein Viereck. Danach begann das Spiel, ein Ritual fast, mit diesen Formen. Der Tänzer bewegte sich zuerst an den Grenzen des Rahmens, machte immer wieder Anstalten, sich hineinzuwagen, schien sich vorerst aber nicht richtig zu trauen. Dann doch der ersehnte Sprung hinein: wild taumelnd aus Angst oder Freude.

Zu den intensiven, stimmungsvollen Musikfragmenten von Lukas Baumann, nun am Kontrabass spielend, wechselten ruhige, direkt romantische Sequenzen mit wilden, dynamischen Momenten, in denen Andy C. Meier immer wieder seine zuerst als Wegweiser und Grenzen dienenden Formen zerstörte, den Respekt vor ihnen völlig verlor. Er tanzte auf ihnen, verschmierte sie mit seinen Füssen, warf sich auf sie, ertrank fast in Formen und Farben, suchte Halt und

ank in Formen, Bewegungen und Musik, schafften die beiden Performer eine dichtgeladene Atmosphäre, deren Intensität sich durchaus über die ganze Zeit halten konnte, sich aber einer eindeutigen Erklärung verschloss. Es blieb Raum für das Publikum, in seinen Köpfen die eigenen Spiele mit Formen und Ritualen zu wagen.

Eine letzte Gelegenheit, dieses Wagnis einzugehen, gibt es heute abend in der Kammgarn, dritte Etage, nach Einbruch der Dunkelheit, so etwa um halb zehn.

Roger Widmann



Die talentierte Bassistin Annatina Escher und ihre Formation Escher Sketch genügen den Ambitionen (noch) nicht.



Der Pianist und Bigband-Leader George Gruntz liess mit dem jungen Quartett Fab Four nie Langeweile aufkommen. Aufnahmen: Eric Bühler

Jazz: Das Wollen und das Können

Am Mittwoch begann in der Kammgarn-Fabrik das 7. Schaffhauser Jazzfestival.

♦ Von Christian Rentsch

Mut bringt Risiko. Kein anderer Veranstaltung in der Schweiz riskiert den Mut, ein Jazzfestival zu programmieren, an dem ausschliesslich Schweizer Gruppen zu hören sind, darunter immer wieder auch mehrere junge, noch weitgehend unbekanntere Musikerinnen und Musiker. So ist das Schaffhauser Jazzfestival denn auch die einzige repräsentative Schweizer Werkschau geworden; wer etwas über den aktuellen Zustand der Schweizer Jazzszene erfahren will, kommt um Schaffhausen nicht herum. Dass bei einem solchen Programm auch Unfertiges, Unausgereiftes, Musik im Experimentierstadium auf die Bühne kommt, dass es hin und wieder auch einen kleinen Reifall gibt, gehört gleichsam zum Konzept.

Wie gross die Diskrepanz zwischen Wollen und Können zuweilen ist, zwischen den hochgesteckten Ambitionen der jungen Einsteiger und dem souveränen Können der erfahrenen Routiniers, zeigte sich schon gleich am Eröffnungabend des diesjährigen Festivals, an dem mit den «Fab Four» und dem Quintett «Escher Sketch» zwei wirkliche Newcomer auf der Bühne der Kammgarn-Fabrik standen, zumal die jungen Fab Four mit einem der renommiertesten Schweizer Jazzmusiker, dem 62-jährigen Basler Pianisten,

Komponisten und Bigbandleader George Gruntz, als Gast auftraten, eine illustre Kombination, die im Rahmen der diesjährigen CH-New-Jazz-Festival-Tournee des Migros-Genossenschaftsbundes entstanden ist.

Frisch, frech und witzig

Die vier jungen Absolventen der Jazzschule Luzern um den Berner Schlagzeuger Fabian «Fab» Kuratli, spielen eine stilistisch offene, unge-stümme Musik, in der vieles Platz hat: Vom konventionellen Modern Jazz über Funk bis hin zur Geräuschkulisse. Zuweilen fast etwas zuviel für die einzelnen vollgepackten Eigenkompositionen, in denen Gegensätzliches miteinander verwirbelt oder schlicht wie Patchwork aneinandergedreht wird. Da kippert eine fulminante, witzig «gesungene» Serenade, witzig «gesungene» Serenade, witzig «gesungene» Serenade, witzig «gesungene» Serenade. Don Pfiffli unversehens in eine zähflüssig sich dahinquälende Ballade, hier ellenbögelt sich ein heftiges Schlagzeugsolo etwas unmotiviert mitten in ein ruhig dahinfließendes Stück.

Erstauslich wenig Gewinn ziehen die Fab Four aus der eigentlichen Besetzung mit zwei E-Bassisten; die beiden Musiker, so unterschiedlich auch im stilistischen Ansatz, stehen sich über weite Strecken gegenseitig eher im Weg, als dass sie sich sinnvoll ergänzen. Dass der kauzige Walliser «Speedy» neben dem grunderisosen Timekeeper Wolfgang Zwiwauer gleichsam als Joker fungieren, die etwas schmale Klang-Palette der Gruppe mit

zusätzlichen Farben, Geräuschen und Grooves öffnen und erweitern könnte, zeigte er bloss andeutungsweise in kurzen Soli.

Bieder, brav und heterogen

Dennoch, langweilig wird es einem nicht bei den Fab Four. Mit Zwiwauer und dem Schlagzeuger Fabian Kuratli verfügt die Gruppe über eine treibende, kräftig swingende, wenn auch manchmal etwas lärmige Rhythmusgruppe. Don Pfiffli ist, vor allem auf dem Altsaxophon, ein brillanter Solist, der lyrische Melodiefragmente mit rasend schnellen Tonkaskaden kontrastiert und immer wieder mit raffiniert gesetzten Pausen Spannung schafft. Und natürlich der Pianist George Gruntz, er spielt mit der souveränen Virtuosität und routinierten Gelassenheit eines Weltstars, ohne die jungen Mitmusiker je an die Wand zu drängen, er hält zusammen, wo die Stücke auseinanderbrechen drohen; von ihm stammen auch einige schöne, eigens für die Fab Four geschriebene Kompositionen.

Schwerer tat man sich bei der zweiten Newcomer-Gruppe des Abends, dem Quintett «Escher Sketch» der talentierten Bassistin Annatina Escher. Hier geht es nicht bloss äusserst ambitionös zu und her, sondern auch mit seltsam unjugendlichem Ernst; Augen-zwinkern, Spielwitz und Ironie sind streng verboten. Eine Musik, die so tut, als hätte es die vergangenen drei Jahrzehnte Jazzgeschichte nie gegeben, weder den Aufbruch des Free Jazz noch

die Öffnung gegenüber Rock, Funk, Neuer Musik und Noise. Dass der Jazz immer auch eine aufmüpfige, rebellische, die Konventionen sprengende Musik war und ist, hört man der etwa biedereren Spielweise dieser jungen Braven kaum mehr an.

Den hochgesteckten Ambitionen der Leaderin, von der auch die meisten Kompositionen stammen, steht da derzeitige Niveau der Gruppe doch allzu deutlich entgegen. Das liegt nicht bloss an der schwankenden Rhythmusgruppe, von der allein die Bassistin überzeugt. Lukas Bitterlin ist ein eher wackeliger, unsicherer Schlagzeuge die Begleitung des Pianisten Mari Scarton schafft zwar einen schönen harmonischen Boden, allerdings ohne prägnante rhythmischen Figuren und Akzente. Weder ihm noch dem Saxophonisten Christoph Grab gelingt es die intendierten Spannungsbögen auszubauen und durchzuhalten; ihre Stellung eine eher zufällige Aneinanderreihung von beliebigen Klischees um Floskeln.

Hervorragend ist hier allein der Trompeter und Flügelhornist Daniel Schenker, ihm gelangen einige schöne strukturierte Soli, in denen originale Motive variiert, weiterentwickelt und sorgsam zu grösseren Bögen montiert wurden. Eine heterogene Gruppe in dieser Besetzung wohl kaum allzu grosse Überlebenschancen hab dürfte. Von Annatina Escher und Daniel Schenker aber wird man nicht zu letzten Mal gehört haben.



Andy C. Meyer: Formen und Farben zerstörend und bildend.

Improvisieren mit einer Drehorgel

156 Pfeifen, drei Register - eine speziell konzipierte, lochkarten-gesteuerte Drehorgel war einer der Mittelpunkte des gestrigen Abends.

♦ Dominik Erni

700 Kilometer weit ist er gefahren bis Schaffhausen; das heisst, seine Frau Françoise war am Steuer, genau so, wie sie auch die Reparaturarbeiten der Drehorgel fertigt. «Wir ergänzen uns gut», meint Pierre Charial zum Verhältnis zu seiner Frau. Sie bestche darauf, die ganze Zeit selber zu fahren.

Eigentlich ist es beleidigend, den Namen «Drehorgel» zu verwenden; eine «orgue de barbarie» würde sie genannt,

wobei das Wort überhaupt nichts «Pejoratives», Abwertendes an sich hätte; ein Barbar war im ursprünglichen Sinn des Wortes einfach ein Fremder, und dies sei man selber auch, sobald man ins Ausland komme: «In gewissem Sinne sind wir also alles Barbaren», folgert Pierre Charial daraus. Bis ins 18. Jahrhundert war die «orgue de barbarie» ein weitverbreitetes Instrument: Die «Canards de barbarie» zogen von Ort zu Ort, um auf Marktplätzen oder Familienfesten aufzutreten. Es wurden aber auch Stücke komponiert speziell für diese Art Instrument: Keine Geringerer als Mozart, aber auch Haydn und Händel fertigten Werke für die «orgue de barbarie» an.

Auf die Frage, ob er auch improvisieren kann, meint er lächelnd, natürlich lüsse es keine grosse Spontaneität zu;

trotzdem könne man mit der Geschwindigkeit des Drehens, aber auch mit dem Setzen von Pausen Akzente setzen. Auch merke er sofort, wer geübt sei in der Handhabung der Orgel, an der Art des Drehens, des Ausdrucks der Bewegung (le mouvement expressif), was für den Laien vielleicht etwas selbstgefällig (prétentieux) erscheine.

Die grösste Handarbeit betrifft sicher das Stanzen der Lochkarten: Für ein 5-minütiges Werk benötigt er in seinem Atelier in Paris bis zu vier Wochen.

Seine Inspiration und Kreativität kann er gleichwohl in die Stücke einfließen lassen: Beim Aufzeichnen der Kompositionen und Arrangements Sylvie Courvoisiers, welche gestern abend als Pianistin auf der Bühne dabei war, ist er meistens mit anwesend.



Pierre Charial war gestern abend an der «Orgue de barbarie» zu hören.

Aufnahmen: Eric Bühler

Am Samstag ging das 7. Schaffhauser Jazzfestival in der Kammgarn zu Ende

Jazziger Grenzgang - groovige Fusion



Der letzte Abend des Jazzfestivals bot nochmals musikalischen Hochgenuss und Gegensätze, die im grossen Dschungel des Jazz anzutreffen sind:

Ewald Hügler mit eigens für diesen Abend geschaffenen Kompositionen unter dem Motto «Die Grenzgänger», Nell's XXX-Mazz und Chapter 12 mit zugänglichen und durchaus tanzbaren funky Elementen. Vor allem Chapter 12 zelebrierten zum Abschluss eine gelungene und grossartige Fusion von Jazz und Hip-Hop.

CHRISTOPH WAHRENBERGER

Ewald Hügler, den wenigsten ausser ein paar sehr guten Musikern bekannt, stammt aus Gottmadingen. Der Grenzgänger Hügler, welcher am Musikonservatorium Schaffhausen unterrichtet, schrieb speziell für das Jazzfestival unter dem Titel «Die Grenzgänger» eine Musik, die titularisch auf ihre Programmatik hindeutet. Nur wenige Probetermine, dafür aber grossartige Mitmusiker verhalfen Hügler zu einer gelungenen Umsetzung seiner Kompositionen. Die Vereinigung von Freejazz, Hardbop, aber auch der klassischen Musik und der Populärmusik fiel dadurch leicht, da Ewald Hügler's Mitmusiker Robert Morantaler (Posaune), Ian Gordon Lennox (Tuba), Günter Weiss (Gitarre) und Günter «Baby» Sommer (Schlagzeug) als Berufsmusiker über einen eminenten Horizont verfügen. Hügler's Komposition begann dann eher zurückhaltend mit freien, schrägen Tönen, die zu einem Ambient-mässigen Klangteppich verwoben wurden, welcher von den drei Bläsern und dem grossartigen Schlagzeuger Günter «Baby» Sommer am Schweben gehalten wurde. Dieser verstand es auch be-

stens die Tonfolgen verbal zu besilben und mit seiner skurrilen Art die Instrumente anzuschlagen oder mit dem Gong über die Bühne zu schweben, entlockte er manchem Besucher einen Lacher. Auch das ist ein Grenzgang, den ein ernsthafter gestandener Berufsmusiker machen kann, um die Konsterniertheit seiner Berufstrasse in Spielfreude umzumünzen.

Wieder und wieder bauten sich Klangteppiche auf, erhielten Rhythmen und mit zunehmender Geschwindigkeit zerfielen sie in Kaskaden von Freejazz-Elementen.

Ewald Hügler und seine Mitmusiker setzten die Latte des musikalischen Könnens an diesem Abend hoch an, wussten sie aber stets zu überqueren.

Trendiger Fusion

Nell's XXX-Mazz unterscheidet sich von der Instrumentation her nicht wesentlich von einer herkömmlichen Funkband. Die Hammond B-3 konnte dann aber auch nicht den Vorstoss ins musikalische Neuland erleichtern, da Christoph Schweizers Kompositionen manchmal den Anschein machten, die Musiker schlichtweg zu überfordern. Trotzdem, das komplexe Spiel mit rhythmischen, formalen,



Günter «Baby» Sommer am Horn und Ian Gordon Lennox an der Tuba spielen «Die Grenzgänger» von Ewald Hügler.

melodischen und harmonischen Elementen stellte hohe Anforderungen an die Musiker und - eben auch an die Ohren der Zuhörer.

«Die Fusion von Jazz und Hip-Hop-Elementen liegt eindeutig im Trend». So kommentiert Chapter 12 ihre Musik und so erklärt sich zum einen auch der Anklang, den die Band beim Kammgarnpublikum fand. Initiiert durch den Basler Tenor- und Sopransaxophonisten Andy

Scherrer, der seit über zwanzig Jahren die Schweizer Jazzszene mitprägt, stellt Chapter 12 eine Band dar, deren Musik sich beim Spielen entwickelt und deren Spielfreude einem einfach in ihren Bann ziehen muss. Zusammen mit Musikern der «Alternativen Rapcombo P-27», verstand es Andy Scherrer, sich in den Dienst von Chapter 12 zu stellen und sich nicht selber ins Rampenlicht zu boxen. Vom Keyboarder Jean-Paul

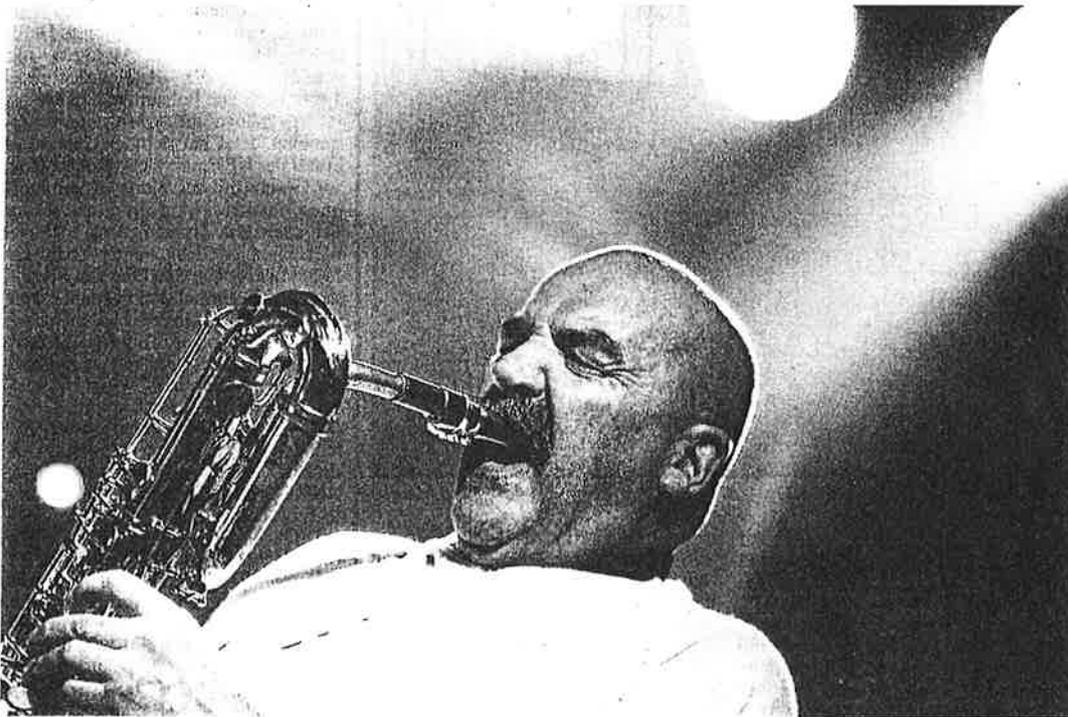
Brodbeck sowie vom DJ und Rapper Mike «Tron» Mory an den Turntables stammten die Kompositionen, welche mit Bassist Wolfgang Zwiauer, Schlagzeuger Matthias Brodbeck und Perkussionist Michael Wipf vom Jazz zum Hip-Hop mitgetragen wurden. Chapter 12 brachten Bewegung ins sitzende und stehende Publikum. Chapter 12 liegen nicht nur im Trend, sie machen Trend - und das nicht allzuschlecht.

Publikum spornt an zum Weitermachen

Das Schaffhauser Jazzfestival '96 ist zu Ende. Die Organisatoren zeigten sich sehr zufrieden. Das Programm habe die Erwartungen erfüllt, erklärte Urs Röllin gegenüber der «schaffhauser az». Die Zusammensetzung der Musiker/innen erwies sich als gelungen und bot auch Überraschungen. Was das Organisationskomitee Urs Röllin und Hans Naef aber hauptsächlich zum Weitermachen anspornt, sind die Besucher/innen. «Wir hatten ein wahnsinnig tolles Publikum», meinte Röllin, welches auch das nicht immer konforme Programm zu schätzen gewusst habe. Es seien zwar mehr Zuschauer/innen gekommen als budgetiert, der Voranschlag sei allerdings von Anfang an knapp berechnet gewesen und ohne das grosse, freiwillige Engagement der Organisator/innen käme das Jazzfestival jeweils nicht zustande. Röllin stellte fest, dass die Privatindustrie sich gegenüber Veranstaltungen wie dem Jazzfestival immer weniger freigebig zeigt und vermehrt andere Kulturprojekte bevorzugt. Die öffentliche Hand hingegen, Stadt und Kanton sowie etwa die Migros mit ihrem Kulturprozent, hätten das diesjährige Jazzfestival grosszügig unterstützt. (km.)

Auf der Suche nach dem musikalischen Zeitgeist

Schaulaufen des aktuellen Schweizer Jazz: Das 7. Jazzfestival Schaffhausen ging am Wochenende im Kulturzentrum Kammgarn zu Ende.



Jazz made in Switzerland: Saxophonist Werner Lüdi in Schaffhausen.

Foto Rolf Baumann

Mut birgt Risiko. Kein anderer Veranstalter riskiert ein Jazzfestival, an dem ausschliesslich Schweizer Gruppen zu hören sind, darunter auch junge, noch weitgehend unbekannte Musikerinnen und Musiker. Dass bei einem solchen Programm auch Unfertiges, Unausgereiftes, Musik im Experimentierstadium auf die Bühne kommt, dass es hin und wieder auch einen kleinen Reifall gibt, gehört gleichsam zum Konzept.

Wie gross die Diskrepanz zwischen Wollen und Können zuweilen ist, zeigte sich schon am Eröffnungsabend: die jung «Fab Four», vier Absolventen der Jazzschule Luzern um den Berner Schlagzeuger Fabian «Fab» Kuratli, spielten mit dem 62jährigen Pianisten und Komponisten George Gruntz – eine stilistisch offene, ungestüme Musik, in der vieles Platz hat, vom konventionellen Modern Jazz über Funk bis hin zur Geräuschkulisse. Fast etwas zu viel für die vollgepackten Eigenkompositionen, die zwischen spannenden Momenten und Langeweile mäandern. Gruntz spielt mit der souveränen Vir-

tuosität und routinierten Gelassenheit eines Weltstars, ohne die jungen Mitmusiker je an die Wand zu drängen, er hält zusammen, wo die Stücke auseinanderzubrechen drohen; von ihm stammen auch einige schöne, eigens für die «Fab» komponierte Stücke.

Versponnene Dreierkiste

Ganz im Trend der Fusion von Jazz und Anverwandtem liegt das Sextett «Chapter 12» um den Basler Saxophonisten Andy Scherrer, das Jazz mit Hip-Hop verbindet, genauer: dem Hip-Hop einige Jazzlichter ansteckt. Eine schnelle, dunkle und aggressive Musik, ein dichtgepresstes Gemenge von Sounds, Grooves, Stimmen und Scratchgeräuschen über einer beinharten, unerbittlichen Rhythmik. Scherrer fräst mit schneidendem Ton seine rasanten Figuren in dieses kristalline Klanggestein, eine kalt funkelnnde, unbarmherzige City-Folklore ohne Flitterkram.

Ganz aus der Jazztradition heraus entwickelt die 27jährige Lausanner Pianistin Sylvie Courvoisier eine spannen-

de, offene Dialogmusik, ein filigranes, zartes Spinnwebgewebe von anrührender Schönheit. Hochzisierte Ästhetik, eine virtuose, verspielte Musik, die einen weiten Bogen spannt von spröden, ausfransenden Klangbildern zu meditativen Tongemälden bis hin zu heftigen Ausbrüchen ins Geräuschhafte. Mit dem Tubaspieler Michel Godard und Pierre Chariol, der aus seiner Drehorgel eine unglaubliche Palette von neuen Klängen herauskurbelt, hat Courvoisier zwei grossartige Mitspieler gefunden, die ihr spontan und einfühlsam überallhin folgen, mit Neugier und Offenheit aufeinander eingehen, eine wunderbar versponnene, intime Dreierkiste mit viel Charme, Eleganz und Witz.

Ebenfalls ganz in der Jazztradition bewegt sich das Quintett «Grenzgänger» des in Singen lebenden Komponisten und Saxophonisten Ewald Hügle; er greift mit etwas akademisch anmutenden, sorgfältig ausgetüftelten Bläusersätzen tief in die Kiste der sogenannten Third-Stream-Musik, in streng gefassten Improvisationsfenstern geht es

dann zuweilen doch etwas bewegt zu und her. Ohne den wunderbar komischen Schlagzeuger Günther Sommer, eine der Zentralfiguren des früheren DDR-Jazz, der als widerborstiger Guerillero diese etwas angestrengt wirkenden Schreibtischkonstruktionen ironisch aufbrach und -lockerte und der die Solisten mit grossartigem Swing aus dem musikakademischen Ghetto jagte, hätte der mit rauendem Pathos aufgeladene Tiefsinn einem zuweilen eher schwer auf dem Magen gelegen.

Starker Mann des Free Jazz

Ganz anders der 60jährige Saxophonist Werner Lüdi, der Kraftbolzen aus dem bündnerischen Malans. Er hält, gleichsam als letzter Mohikaner einer spannenden Episode der neueren Jazzgeschichte, dem Free Jazz der 60er Jahre kompromisslos und mit fast schon verbissener Konsequenz die Treue. Intensität ist alles, erkennbare Melodik schon fast ein Sündenfall; Form und Rhythmik haben sich der ungehemmten Expressivität unterzuordnen. Auch wenn der Zürcher Gitarrist Stephan Wittwer Lüdis Eruptionen mit Noise-Klängen unterfüttert, seine Gitarre heulen, blubbern, kreischen und schreien lässt, auch wenn der hervorragende Schlagzeuger Michael Wertmüller sein wildes Trommelfeuer mit Brandsätzen aus dem Repertoire des Freefunk zündet, bleibt die Musik ganz dem radikalen Auf- und Ausbruchsgestus der 60er Jahre verhaftet: Freedom now!

Lüdis Musik würde weit weniger erratisch klingen, wenn er mit ein wenig mehr Distanz zu sich selber, mit etwas Selbstironie und Humor agieren würde. Genau dies führte am Freitag das Gitarren-Duo Wädi Gysi/Hans Reichel vor. Auch der Klangtuffler Reichel geht konsequent den Weg weiter, den er vor bald zwanzig Jahren eingeschlagen hat. Er entlockt seiner Eigenbau-Doppelgitarre die unsäglichsten Klänge, und er traktiert sorgfältig verarbeitete Holzstücke, die er wie eine singende Säge spannt und biegt, mit dem Geigenbogen, dass sie jaulen und winseln, quiet-schen, ächzen und stöhnen. Gysi setzt dem ein munteres Gitarren-Potpourri entgegen, Fetzen und Fragmente aus Jazz, Folklore, Pop, Flamenco, Klampfenakkordik und Schrummelrhythmik. Eine freche, immer ironisch gebrochene, unverkrampfte und witzige Musik. Persiflage der Postmoderne mit ihren eigenen Mitteln. *Christian Rentsch*

Zwischen Wollen und Können

SCHAFFHAUSEN ■ Ein durchmischter Jahrgang: Das diesjährige Jazzfestival Schaffhausen, die einzige ernstzunehmende Werkschau des Schweizer Jazz, brachte neben einigen fulminanten Höhepunkten auch Durchschnittliches und einige Flops.

Christian Rentsch

Mut birgt Risiko. Kein anderer Veranstalter in der Schweiz riskiert den Mut, ein viertägiges Jazzfestival zu programmieren, an dem ausschliesslich Schweizer Gruppen zu hören sind, darunter immer wieder auch mehrere junge, noch weitgehend unbekannte Musikerinnen und Musiker. Dass bei einem solchen Programm auch Unfertiges, Unausgereiftes, Musik im Experimentierstadium auf die Bühne kommt, dass es hin und wieder auch einen kleinen Reifall gibt, gehört gleichsam zum Konzept.

Wie gross die Diskrepanz zwischen Wollen und Können zuweilen ist, zwischen den hochgesteckten Ambitionen der jungen Einsteiger und dem souveränen Können der erfahrenen Routiniers, zeigte sich schon gleich am Eröffnungsabend des diesjährigen Festivals: Die jungen Fab Four, vier Absolventen der Jazzschule Luzern um den Berner Schlagzeuger Fabian «Fab» Kuratli, spielten zusammen mit dem 62jährigen Pianisten und Kompo-

nisten George Gruntz eine stilistisch offene, ungestüme Musik, in der vieles Platz hat, vom konventionellen Modern Jazz über Funk bis hin zur Geräuschkulisse. Fast etwas zuviel für die vollgepackten Eigenkompositionen, die zwischen spannenden Momenten und Langeweile mäandern. George Gruntz spielt mit der souveränen Virtuosität und routinierten Gelassenheit eines Weltstars, ohne die jungen Mitmusiker je an die Wand zu drängen, er hält zusammen, wo die Stücke auseinanderzuberechnen drohen; von ihm stammen auch einige schöne, eigens für die Fab Four geschriebene Kompositionen.

Ganz im Trend der Fusion von Jazz und Anverwandtem liegt das Sextett Chapter 12 um den Basler Saxofonisten Andy Scherrer, das Jazz mit Hip-Hop verbindet, genauer: dem Hip-Hop einige Jazzlichter ansteckt. Eine schnelle, dunkle und aggressive Musik, ein dichtgepresstes Gemenge von Sounds, Grooves, Stimmen und Scratchgeräuschen über einer beinharten, unerbittlichen Rhythmik. Scherrer bohrt und fräst mit schneidendem Ton seine bizarren, rasanten Figuren in dieses kristalline Klanggestein; eine kalt funkelnnde, unbarmherzige City-Folklore ohne jeden Flitterkram.

Versponnene Dreierkiste

Ganz aus der Jazztradition heraus, ohne Anleihen beim populären Zeitgeschmack, entwickelt die 27jährige Lausanner Pianistin Sylvie Courvoisier eine spannende, offene Diagonalmusik, ein filigranes, zartes

Spinnwebgewebe von anrührender Schönheit. Hochzisierte Ästhetik, eine virtuose, verspielte Musik, die einen weiten Bogen spannt von spröden, ausfransenden Klangbildern zu meditativen Tongemälden bis hin zu heftigen Ausbrüchen ins Geräuschhafte. Mit dem Tubaspieler Michel Godard und Pierre Charial, der aus seiner Drehorgel eine unglaubliche Palette von neuen, frischen Klängen herauskurbelt, hat Sylvie Courvoisier zwei grossartige Mitspieler gefunden, die ihr spontan und einfühlsam überallhin folgen, mit Neugier und Offenheit aufeinander eingehen; eine wunderbar versponnene, intime Dreierkiste mit viel Charme, Eleganz und Witz.

Ebenfalls ganz in der Jazztradition bewegt sich auch das Quintett Grenzgänger des in Singen lebenden Komponisten und Saxofonisten Ewald Hügler; er greift mit etwas akademisch anmutenden, sorgfältig ausgetüftelten Bläsersätzen tief in die Kiste der sogenannten Third-Stream-Musik, in streng gefassten Improvisationsfenstern geht es dann zuweilen doch etwas bewegter zu und her. Ohne den wunderbar komischen, brillanten Schlagzeuger Günther Sommer, eine der Zentralfiguren des früheren DDR-Jazz, der als widerborstiger Guerillero diese doch etwas angestrengt wirkenden Schreibtischkonstruktionen immer wieder ironisch aufbrach und auflockerte, und der die Solisten mit grossartigem Swing aus dem musikalischen Getto jagte, hätte der verkrampfte, mit raunendem Pathos aufgeladene Tiefsinn einem zuweilen

wohl eher schwer auf dem Magen gelegen.

Ein letzter Mohikaner des Freejazz

Ganz anders der 60jährige Saxofonist Werner Lüdi, der Kraftbolzen aus dem bündnerischen Malans. Er hält, gleichsam als letzter Mohikaner einer spannenden Episode der neueren Jazzgeschichte, dem Freejazz der sechziger Jahre kompromisslos und mit fast schon verbissener Konsequenz die Treue. Intensität ist alles, erkennbare Melodik schon fast ein Sündenfall; Form und Rhythmik haben sich ganz der ungehemmten Expressivität unterzuordnen. Auch wenn der Zürcher Gitarrist Stephan Wittwer Lüdis gewaltige Eruptionen mit Noise-Klängen unterfüttert, seine Gitarre heulen, blubbern, kreischen und schreien lässt, auch wenn der hervorragende Schlagzeuger Michael Wertmüller sein wildes Trommelfeuer mit Brandsätzen aus dem Repertoire des Freefunk zündet, bleibt die Musik ganz dem radikalen Auf- und Ausbruchsgestus der sechziger Jahre verhaftet: Freedom now!

Werner Lüdis Musik würde vermutlich weit weniger erratisch klingen, wenn er mit ein wenig mehr Distanz zu sich selber, mit etwas Selbstironie und verspieltem Humor agieren würde. Genau dies führte am Freitag das Gitarrenduo Wädi Gysi / Hans Reichel vor. Auch der (deutsche) Klangtütler Reichel geht konsequent den Weg weiter, den er vor bald 20 Jahren eingeschlagen hat. Er entlockt seiner Eigenbau-Doppelgitarre die unsäglichsten Klänge, und er traktiert sorgfältig ver-

arbeitete Holzstücke in verschiedensten Formen, die er wie eine singende Säge spannt und verbiegt, mit dem Geigenbogen, dass sie jaulen und winseln, quietschen, ächzen und stöhnen. Der Berner Wädi Gysi setzt diesen Experimentierklängen ein munteres Gitarrenpotpourri entgegen, Fetzen und Fragmente aus Jazz, Folklore, Pop, Flamenco, Klampfenakkordik und Schrummelrhythmik. Eine freche, durchaus auch ungebärdige, aber immer ironisch gebrochene, unverkrampfte und witzige Musik. Persiflage der Postmoderne mit ihren eigenen Mitteln.

Zu den eher missglückten Auftritten gehörte neben dem Schülerbandauftritt von Nell's XXX-Mazz des Posanisten Christoph Schweizer erstaunlicherweise auch das Set mit dem Harald-Haerter-Quartett. Der losdampfende Zürcher Funk-Gitarrist, einer der hervorragenden Musiker der Schweizer Jazzszene, hat sich mit drei konventionellen Jazzern umgeben, die mit ihrer braven Mainstream-Begleitung keinen adäquaten Raum schaffen für die wild losfetzenden Soli von Haerter. Hier stösst das Zusammenkleben disparater Stilelemente an eine Grenze; die unterschiedliche Motorik und Gestik der heterogenen Musiken behindern sich gegenseitig, heben sich gleichsam auf.

Mut birgt Risiko. Die Veranstalter des Schaffhauser Jazzfestivals haben einiges riskiert und dabei neben brillanten Höhepunkten auch einige Misserfolge hinnehmen müssen. Ihr Festival aber bleibt die bei weitem wichtigste Werkschau des Schweizer Jazz.